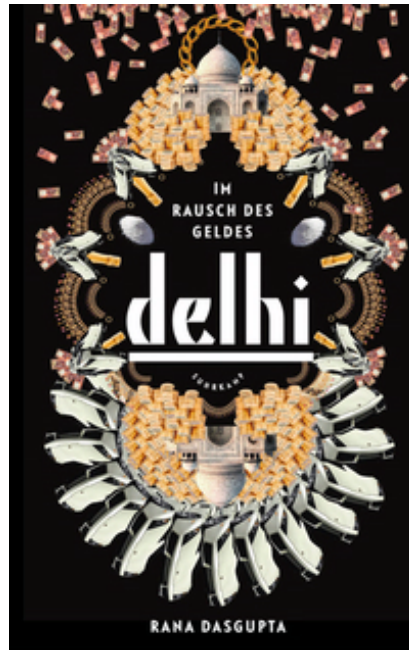


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Dasgupta, Rana
Delhi

Im Rausch des Geldes
Aus dem Englischen von Barbara Heller und Rudolf Hermstein

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-42457-5

SV

Rana Dasgupta
Delhi

Im Rausch des Geldes

Aus dem Englischen von
Barbara Heller und Rudolf Hermstein

Suhrkamp Verlag

Die Arbeit der Übersetzer am vorliegenden Text wurde vom
Deutschen Übersetzerfonds e. V. gefördert.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Erste Auflage 2014

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2014

© Rana Dasgupta 2014

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung
elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Friedrich Pustet, Regensburg

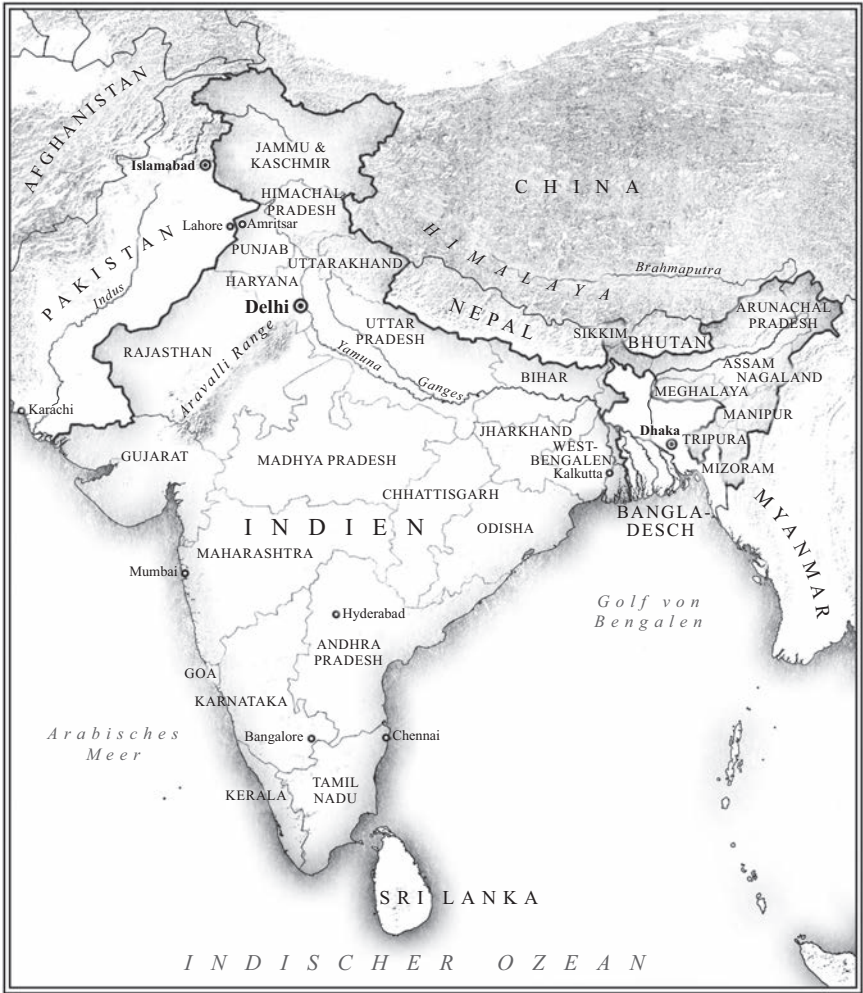
Printed in Germany

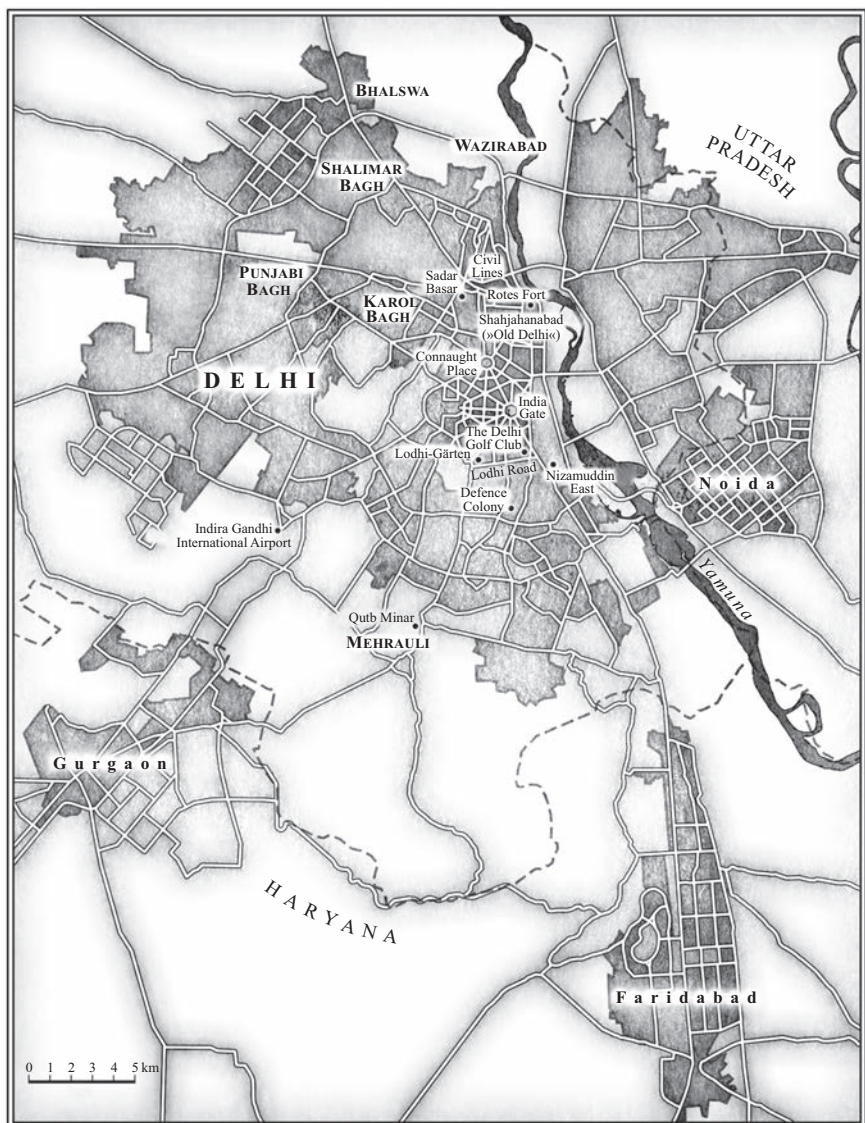
ISBN 978-3-518-42457-5

An die Ungeborenen

»Oh, moon of Alabama
We now must say good-bye
We've lost our good old mamma
And must have dollars
Oh, you know why.«

Bertolt Brecht,
Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny





Vorbemerkung

Dieses Buch würde nicht existieren ohne die Großzügigkeit einer ganzen Reihe von Menschen aus Delhi, die bereit waren, mit mir über ihr Leben, ihre Gedanken und Erfahrungen zu sprechen. Viele dieser Diskussionen berührten sehr persönliche oder gar intime Themen, weshalb ich alle Namen (so es sich nicht um Personen des öffentlichen Lebens handelt) geändert habe. Ich möchte die Leserinnen und Leser bitten, die Offenheit dieser Menschen – die teilweise Risiken auf sich nahmen, um mit mir zu sprechen – zu respektieren, nicht zu versuchen, diese Personen zu identifizieren, und ihre Identität nicht preiszugeben, falls sie der einen oder dem anderen im Einzelfall bekannt sein sollte.

Da ich mich an einem Ort befinde – und wir in einer Welt leben –, wo die intellektuellen Fähigkeiten eines Menschen so sehr danach beurteilt werden, wie gut sie oder er mit der englischen Sprache zurechtkommt, habe ich mich entschieden, alle Personen in diesem Buch das selbe Standardenglisch sprechen zu lassen. Ich wollte nicht, dass ihre sehr unterschiedlichen Sprachkenntnisse selbst zu einem Thema werden. In Wirklichkeit war Englisch für viele dieser Menschen nur die zweite oder dritte Sprache, und sie haben sie nicht in dieser standardisierten Weise gebraucht. Andere waren des Englischen überhaupt nicht mächtig, weshalb die entsprechenden Interviews (mithilfe eines Dolmetschers) auf Hindi geführt wurden.

Im indischen Sprachgebrauch ist es üblich, große Geldbeträge in »Lakhs« und »Crores« anzugeben. Ein Lakh entspricht 100 000 Rupien oder etwa zweitausend US-Dollar; hundert Lakhs sind ein Crore, also zehn Millionen Rupien (etwa 200 000 Dollar). Da sie so viel von der spezifischen Haltung und dem Tonfall transportieren, in dem in Indien über ökonomische Fragen diskutiert wird, habe ich diese Ausdrücke beibehalten.

In einigen Teilen der Welt versteht man unter einem »Bungalow« ein bescheidenes, vielleicht sogar mickriges eingeschossiges Gebäu-

de. Die Engländer bezeichneten mit diesem Wort jedoch die frei stehenden, häufig großzügigen und luxuriösen Häuser, die sie in den Kolonien für die Angehörigen der Verwaltungselite errichteten. So wird das Wort bis heute in Delhi – in dessen von der Kolonialmacht errichtetem Zentrum viele solcher Gebäude stehen – und daher auch in diesem Buch verwendet.

In seinem Mittelpunkt stehen die Angehörigen des aufstrebenden, wohlhabenden Teils der urbanen indischen Bevölkerung; Menschen, die sich selbst als wichtigste Akteure – und Profiteure – der Globalisierung verstehen. Es hat sich eingebürgert, diese Gruppe als »neue indische Mittelklasse« zu bezeichnen, eine Formel, die auch ich im Folgenden gebrauche. Doch selbst wenn ihr Lebensstil mittlerweile dem der amerikanischen oder europäischen Mittelklasse in gewisser Weise ähneln mag, passt der Begriff nicht so wirklich gut zur Situation in Indien. Während ich diese Zeilen schreibe, macht der Anteil der Haushalte mit einem Jahreseinkommen von über 500 000 Rupien (etwa 10 000 Dollar) nicht einmal zehn Prozent der indischen Bevölkerung aus. Wenn also im Kontext Indiens von den Ideen, der Kleidung oder sonstigen Besitztümern der Mittelklasse die Rede ist, geht es eigentlich um die Elite des Landes. Da die Wirtschaft des Subkontinents entlang der Kaufkraft dieser entstehenden Klasse neu organisiert wird – und da dies zu Konflikten um Land und Ressourcen geführt hat, unter denen der weit größere Bevölkerungsanteil zu leiden hat, der in Armut in den ländlichen Regionen lebt (viele dieser Menschen verdienen im Jahr gerade einmal fünfhundert Dollar) –, ist es wichtig, im Hinterkopf zu behalten, dass die indische Mittelschicht keine bescheidenen oder unschuldigen Interessen verfolgt. Der Begriff »Bourgeoisie«, den ich ebenfalls gelegentlich verwende, trifft ihre Situation besser. Gleichzeitig zählten sich jedoch gerade deshalb viele Menschen zur Mittelklasse, weil sie sich mit den Werten des Hartarbeitens und des Etwasbeitragenwollens identifizierten, die man mit diesem Wort assoziiert. Und weil sie sich von einer anderen, kleineren Elite abgrenzen wollten, deren Angehörige noch wesentlicher reicher und mächtiger waren als sie selbst, nämlich von jenen Moguln aus Politik und Wirtschaft, die sie für egoistisch und rücksichtslos hielten und denen sie eine zutiefst zerstörerische Wirkung

auf die Gesellschaft als ganze zugeschrieben. Diese Unterscheidung ist ebenfalls bedeutsam, weshalb ich die gängige Terminologie von »Mittelklasse« und »Elite« weitgehend beibehalte, auch wenn die Mittelklasse mit der Mitte nicht das Geringste zu tun hat.

Landschaft

Der März ist der schönste Monat, er schüttet makellose Blüten über die abweisenden Frangipanis aus – die kunstvoll über das Grundstück verteilt sind, in anmutigem Gegensatz zu den Wachmännern, die mich durchwinken, als ich auf das Haus zufahre.

Der Tag geht zu Ende. Die Abendblumen kommen zu ihrem Recht, die Luft wogt von Düften. Vor mir, unter einem samteneen Himmel, leuchtet das gläserne Haus wie ein riesiges gelbes Aquarium.

Ich parke meinen Wagen weisungsgemäß und gehe über die mit niedrigen Lampen beleuchteten Gartenwege. An jeder Ecke wartet ein Wachmann und zeigt mir den Weg zur nächsten. Sie reichen mich weiter, die Wachmänner, einer an den anderen, und melden mit krächzenden Walkie-Talkies mein Fortkommen an diejenigen ihrer Kollegen, die ich schon passiert habe. Ich komme vor dem Haus an.

Das Gebäude gleicht zwei einander überkreuzenden Raumstationen, eine aus Glas, die andere aus Stein. Die eine schwebt losgelöst von der Erde, eine glänzende Brücke ins Nirgendwo, an ihrer Unterseite leuchtende Landescheinwerfer.

Alles ist unglaublich gepflegt. Die Ecken sind gerade und scharf begrenzt. Kein Steinchen entkommt den mit Kies bestreuten Zierstreifen, die den Pfad säumen.

Die Wachmänner weisen mich an, durch das Haus hindurch zum Swimmingpool zu gehen. Sie zeigen auf einen von Spots erleuchteten Gang. Die Schiebetüren sind halb zugezogen, versperren eine Seite des Eingangs: Ich steuere auf die andere, offene Seite zu und – höre ich die Warnrufe der Wächter vor- oder nachher? – marschiere geradewegs in eine Glasscheibe, die so sauber und reflexfrei ist, dass ich, obwohl ich eben davon abgeprallt bin, mich eben vor Schmerz gekrümmt habe, dennoch nicht überzeugt bin, dass sie tatsächlich da ist.

Die Wachmänner lachen. Einer läuft herbei, um dem dämlichen Besucher zu helfen. Er rät mir, doch lieber nicht durch die Scheibe,

sondern durch die Tür hineinzugehen – eine normale Tür, von Schieben keine Rede. Er demonstriert mir, wie eine Tür funktioniert, damit ich mich nicht noch einmal verletze.

Ich gehe durch das Haus. Eine Halle dehnt sich vor mir, durchgestylt wie ein Designerhotel. Samtene Lampenschirme in hochfrequenten Farben hängen von der Decke. Designersofas gruppieren sich hier und da um Kristalltische. An den Wänden riesige Leinwände, bemalt mit der Art kraftvollem Softporno, wie man ihn von Plakaten für DJ-Tanzabende kennt. Lounge-Musik ertönt aus Lautsprechern, die überall im Gebäude versteckt angebracht sind.

Ich komme auf der anderen Seite heraus, und dort ist alles in dem geheimnisvollen, erotischen Blau beleuchtet, das bei Nacht aus privaten Pools emporsteigt. Ich werde zu einem Sessel am Beckenrand geführt. Ein Glas mit einer versiegelten Wasserflasche wird vor mich hingestellt.

»Sir ist in einer Minute bei Ihnen.«

In einer Stadt der Euphemismen wird ein solches Anwesen »Farmhaus« genannt.

Natürlich betreibt hier niemand Landwirtschaft. Doch als in den siebziger Jahren Delhis Elite anfang, südlich der Stadt große Grundstücke zu erwerben, um dort private Anwesen zu errichten, wurde der gesamte Landstrich den Vorschriften entsprechend agrarischer Nutzung gewidmet, und mit einem Anflug von Schicklichkeitsgefühl, das sich auf die Namen der Dinge erstreckte, wenn auch nicht auf die Dinge selbst, nannten die reichen Leute ihre neuen herrschaftlichen Wohnsitze »Farmhäuser«. Das war vor allem deshalb wichtig, weil viele der ersten Farmhäuser von denselben Bürokraten und Politikern gebaut wurden, die diese Vorschriften erlassen hatten – äußerst korrekten Menschen, für die Unregelmäßigkeiten in der Bezeichnung der Dinge ein Verstoß gegen die Würde ihres Amtes waren.

In den seither vergangenen Jahrzehnten haben die Farmhäuser südlich von Delhi nicht nur an Zahl zugenommen, wiederholt den Besitzer gewechselt und schließlich die Legitimität erlangt, die jeder Landnahme zuwächst, wenn erst einmal genug Zeit vergangen ist. Sie sind auch zum Inbegriff des Lebens der Reichen und gut Vernetzten

in der Stadt geworden, deren staunenswerte Partys, Autosammlungen, Skulpturengärten und springfreudige australische Wildtiere außerhalb solch fantastischer Besitzungen unvorstellbar wären. In keiner anderen indischen Metropole sonnt sich die urbane Elite in solch pastoraler Beschaulichkeit: Das ist eine Besonderheit der Hauptstadt. Es ist nachgerade frappant, wie die Reichen Delhis, eine exemplarisch großstädtische Gruppe von Menschen, die zu ihrem Geld kommen, indem sie sich unermüdlich in den vielen Clubs und Korridoren der Stadt vernetzen, das Urbane meiden. Im Gegensatz zu den Reichen in Mumbai oder New York träumen sie nicht von Wohnungen mit Aussicht auf die glitzernde Stadt, der sie ihr Vermögen verdanken. Sie fühlen sich nicht zur Dynamik der Straßen, der Gehsteige und des Gewühls hingezogen, die ein so kühner Teil der großen Städte des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts war. Nein: Wenn Delhis Reiche morgens aufwachen, blicken sie gern auf leere, manikürte Rasenflächen, die sich bis zu den von Stacheldraht gekrönten Mauern erstrecken.

Das moderne Delhi entstand aus der Katastrophe der Teilung Indiens, deren verheerende Auswirkungen seine Kultur in Richtung Sicherheit und Autarkie lenkten. Die Besitzungen, auf denen Delhis reichste Bürger Zuflucht vor der Gesellschaft suchen, sind nur die aufwändigsten Erscheinungsformen eines verbreiteteren isolationistischen Ethos. Immerhin ist ja Delhi der Vorreiter der privaten »townships« Indiens, in denen das von Großunternehmen verwaltete Leben eingezäunt ist, so dass ihre Bewohner von den breiten Strömungen des Landes unberührt bleiben. Delhis Satellitenstadt Gurgaon, in den neunziger Jahren von dem Immobilien-Giganten DLF gegründet, ist die größte dieser *townships* in Asien und hat inzwischen überall im Land Nachahmer gefunden. Wo bis vor dreißig Jahren nur Ackerland war, ragen heute Wohnblocks und Wolkenkratzer in den Himmel, die so aussehen, als entstammten sie einem in einer übersättigten Zukunft angesiedelten Computerspiel. Gurgaon erweckt nicht den Anschein, allgemein zugänglich zu sein: Die zahllosen Armen beispielsweise, die seine Häuser und Büros reinigen und bewachen, dürfen dort nicht wohnen. Wer in Gurgaon lebt, lebt in einer Wohnanlage, die von Überwachungskameras und bewaffneten

Wachleuten gegen die Außenwelt abgeschirmt ist und deren Bewohner Großunternehmen dafür bezahlen, dass sie sich um ihre Grundbedürfnisse kümmern: Müllabfuhr, Wasserversorgung und sogar, für den häufigen Fall, dass die staatliche Stromversorgung zusammenbricht, die Erzeugung von Elektrizität. Die Stadt spricht daher vor allem Menschen an, denen das Wirtschaftsunternehmen inzwischen als eine weitaus fruchtbarere Form der sozialen Organisation erscheint als der Staat und die sich zu Enklaven effizienten, postöffentlichen Lebens hingezogen fühlen.

Es ist ein altehrwürdiger Ort, an dem ich jetzt mein Mineralwasser trinke. Seit weit über tausend Jahren haben Männer und Frauen auf dem Boden, auf dem meine Füße ruhen, ihren Lebensunterhalt verdient. Von meinem Platz am Pool aus kann ich zu dem hoch aufragenden Qutb Minar aufschauen, dem Siegesturm, der in alten Zeiten nach der Eroberung Delhis durch zentralasiatische Invasoren erbaut wurde: Wuchtig und gerieft, akzentuiert er seit acht Jahrhunderten Abende wie diesen, auch heute noch das einzige Gebilde von Menschenhand, das den fahlen Himmel für sich beansprucht.

Auf diesem Besitz haben die Landschaftsgärtner keine Gelegenheit ausgelassen, das Land mit einem Teppich zu überziehen, doch in den Wäldern und dem Brachland der Umgebung, an allen Straßen ringsum, drängen reich verzierte Grabmäler, Paläste und Moscheen aus der hartnäckigen Vergangenheit ans Licht – und während ich hier in der einbrechenden Nacht warte, spüre ich, wie selbst durch die harte Betonkruste des einundzwanzigsten Jahrhunderts Gespenster aus der Erde steigen, die Geister derer, die über Jahrhunderte Vieh geweidet, Feldfrüchte angebaut, Götter verehrt, Siedlungen errichtet, Lieder gesungen, Petitionen an Herrscher gerichtet und ihre Toten bestattet haben. Just hier, wo diese stummen Pfade jetzt vollkommen eben verlaufen, auf diesem Boden, der jetzt mit smaragdgrünem Rasen versiegelt ist.

Aus den gechlorten Tiefen des Pools steigt noch etwas anderes auf: die Erinnerung an einen Traum. Vor acht Jahrhunderten lag einmal nur wenige Schritte von hier der Sultan Iltutmish im Schlaf. Plötzlich flogen die Tore seines Schlummers auf – und vor sich erblickte er den Propheten Mohammed auf Buraq, seinem geflügelten Reittier. Buraq

betrachtete den Sultan mit einem Gesicht, das bald das eines Mannes, bald das einer Frau, bald das eines Pferdes war, und mit seinen mächtigen Schwingen entfachte er einen unbezähmbaren Sturm. Der Sultan spürte, dass er gerufen wurde, und als Ross und Reiter sich zurückzogen, folgte er ihnen. Als sie einen bestimmten Ort erreichten, schlug der Hengst mit dem Huf auf die Erde, und ein Wasserstrahl sprang daraus hervor.

Dann schloss sich die Kammer des Traums wieder.

Am Morgen begab sich der Sultan zu dem Ort, an den er im Traum geführt worden war. Als er dort ankam, sah er in der Erde ein Zeichen – den Abdruck von Buraqs mächtigem Huf –, und er befahl, an dieser Stelle einen Brunnen zu bohren. Nicht lange, und es entstand ein prachtvoller See mit einer Moschee in der Mitte, die nur per Boot zu erreichen war; das Ufer säumten herrschaftliche Villen sowie ein ausgedehntes Lager für all die Musiker, die zur Unterhaltung einer solchen Versammlung benötigt wurden – und die Menschen dankten ihrem Herrscher für seine weisen und ruhmreichen Taten.

Iltutmish ließ in der Nähe auch einen fünf Etagen tiefen, von Säulenterrassen umgebenen Stufenbrunnen anlegen, an dem sich die Menschen aus der Stadt am Wasser treffen und miteinander plaudern konnten. Ein zweiter, noch üppiger gestalteter Stufenbrunnen wurde zwei Jahrhunderte später nahebei gebaut, so dass dieser Ort der glühendheißen Sommer unter Reisenden ob seines Wasserreichtums gerühmt wurde.

Dass diese Speicher so ergiebig waren, hatte mit ihrer Lage zu tun. Sie befanden sich am Fuß des langen, felsigen Abhangs, über den das Wasser vom Aravelligebirge herabgeleitet wurde, das sich vom Bundesstaat Gujarat bis fast vor die Tore Delhis hinzieht. In dieser stauigen, mit Sträuchern bewachsenen Landschaft wurden die Brunnen zudem in einem Wald angelegt, dessen dicht durchwurzelter Boden nicht weggeweht wurde oder das System verlanden ließ, sondern das Wasser wie ein Schwamm festhielt und es dabei sogar noch filterte. Aus diesem Grund waren die kommunalen Speicher mehr als sechs Jahrhunderte lang mit Wasser gefüllt. Noch in den sechziger Jahren boten sie den einheimischen Jungen Gelegenheit zu sportlicher Betätigung: Sie vollbrachten das erstaunliche Kunststück, bis auf den

Grund hinabzutauchen, um hineingeworfene Münzen heraufzuholen.

Heute sind es nur noch trockene Krater in der Erde, deren Boden mit Plastiktüten und toten Tauben übersät ist.

Nicht nur der Grundwasserspiegel sank in diesen Jahrhunderten immer intensiverer Entnahme, in denen sich die Zahl derer, die in diesem knochentrockenen Gebiet zusammengedrängt leben, den zwanzig Millionen angenähert hat. Die Brunnen waren auch auf ein ausgedehntes, empfindliches System kapillarer Vorgänge angewiesen, das seither durch den Überbau des modernen Lebens zerstört worden ist. Die vielen zubetonierten Flächen verhindern, dass das Wasser in die Kapillaren eindringen kann, die durch das Verschwinden der Wälder ohnehin schon weitgehend ausgetrocknet sind. Industrielle Entwässerungsanlagen entziehen den uralten Flussläufen das Wasser, Asphaltstraßen hindern es am Einsickern in den Boden.

Das Knistern solcher Brüche und Risse ist für das moderne Ohr kaum vernehmbar. Diese neuzeitlichen Zumutungen sind so sehr Teil unseres Daseins, dass es uns schwerfällt, die Größe jener anderen, fremden Systeme zu würdigen, die ihnen zum Opfer gefallen sind. Wir sind darauf programmiert, das prämoderne Ingenieurwesen als infantil anzusehen und die phantasmagorischen Träume mittelalterlicher Kaiser mit Skepsis zu betrachten. Doch wenn man sieht, wie Frauen in der heutigen Stadt Wasser für ihre Familien aus tröpfelnden Rohrleitungen oder vollgelaufenen Schlaglöchern holen, können sich die Majestät des Traums und die in seinem Namen vollbrachten großen Werke wieder ins Bewusstsein drängen.

Liegt es an dieser Geschichte, dass es sich so *passend* anfühlt, an diesem Swimmingpool zu sitzen? Immerhin sind Pools seit Jahrhunderten Delhis Rettung gewesen. Und in unserer abergläubischen Epoche, da Wasser Glaube ist, nicht Wissenschaft, da die alten Speicher ausgetrocknet sind und ihre Technik vergessen ist, da Hausbewohner kaum eine Ahnung haben, woher ihr Wasser kommt, da alle wie besessen aus der Erde pumpen, was sie nur können, solange sie es noch können – hat dieser ruhige, sinnträchtige Pool etwas exquisit Dekadentes.